

Christine Frisch: *Modernes Aschenputtel und Anti-James-Bond. Gender-Konzepte in deutschsprachigen Rezeptionstexten zu Liza Marklund und Henning Mankell*. Huddinge: Södertörns högskola 2005, 88 S. (= Södertörn Academic Studies; 27).

Christine Frisch beschreibt ihre 88 Seiten kurze Studie als „Beitrag zur Rezeptionsforschung mit Fokus auf die Gender-Perspektive“ (S. 8). Grundlage für die Untersuchung stellen von der Autorin als „Netztexte“ bezeichnete deutschsprachige Onlinerezensionen zu Büchern von Liza Marklund und Henning Mankell sowie als „traditionelle Rezeptionstexte“ beschriebene, ebenfalls deutschsprachige, Texte über die beiden AutorInnen aus den Printmedien dar. Die Auswahl der beiden AutorInnen beschreibt Frisch als „relativ austauschbar“ (S. 9), geht es ihr hier doch mehr um eine Fallstudie als um eine umfassende Analyse der Rezeption weiblicher und männlicher AutorInnen. Marklund und Mankell sind allerdings als KrimischriftstellerInnen, von ihrer Popularität unter deutschsprachigen LeserInnen und damit vom Aufkommen an Texten über sie und ihre Bücher her vergleichbar.

Der Analyse oben genannter Rezeptionstexte stellt Frisch ein Theoriekapitel voraus, in dem sie in die Rezeptionstheorie und den Zusammenhang zwischen Ge-

schlecht und Rezeption einführt. Frischs These, dass das Geschlecht des Autors/der Autorin die Rezeption beeinflusse, bestätigt sich in ihrer nachfolgenden Untersuchung von Onlinerezensionen. Die AmateurrezensentInnen behandeln Marklund und Mankell demnach unterschiedlich: Texte über Marklunds Bücher nehmen oft Bezug auf das Privatleben der Autorin, attestieren den Romanen autobiografische Bezüge und beurteilen sie nach ihrer Glaubwürdigkeit, während Mankell durch seine „öffentliche Rolle als Kulturarbeiter“ (S. 37) charakterisiert, zum politischen Geschehen befragt und ihm ein höherer Status als der eines Krimischriftstellers zugeschrieben wird. Tendenziell würde Mankell „mehr zugetraut“, während man Marklund kritisieren, wenn sie mit allgemeinen politischen Betrachtungen das triviale Genre verließ (S. 37). Diese Tendenzen bestätigen sich Frisch zufolge auch in der Rezeption durch die Printmedien. Während Marklunds *Olympisches Feuer* in der Berliner Morgenpost als „unterhaltende Sommer-Lektüre“ beschrieben wird, betont ein Rezensent der

Neuen Luzerner Zeitung die „bewundernswerte literarische Qualität“ von Mankells *Rückkehr des Tanzlehrers*. In ihren abschließenden Bemerkungen verortet Frisch die unterschiedliche Rezeption von Marklund und Mankell in einer langen Tradition der Trivialisierung, Personalisierung und damit Abwertung von Schriftstellerinnen und ihren Texten. Zwar habe die Vermittlung von Literatur sich dahin gehend verändert, dass Schriftstellerinnen enorme Erfolge erzielen können und sich Marklund selbst erfolgreich als „attraktive Blondine“ inszeniert und vermarktet (S. 70). Die von Marklund dargestellte und so rezipierte Powerfrau sei ein neues Phänomen. Dennoch gebe es die „unbewussten, verinnerlichten Strukturen von Gender-Codes“ (S. 72), die sich auch in der Literaturrezeption niederschlagen.

Die Ergebnisse von Frischs Studie, die vermutlich auch in einem längeren Aufsatz Platz gefunden hätten, sind wenig überraschend. Frischs Hinweis darauf, dass trotz der Anerkennung des großen Erfolgs von Schriftstellerinnen die traditionelle Beurteilung des Schreibens von Frauen Bestand hat, ist zweifellos sehr wichtig, und der Zusammenhang zwischen Geschlecht, Literatur und Rezeption nach wie vor ein aktuelles Thema. Indem Frisch ihr Material nur auf den Unterschied Mann vs. Frau hin unter-

sucht und den Fokus dabei auf die Abwertung von Schriftstellerinnen legt, besteht allerdings die Gefahr des Festschreibens einer Geschlechterordnung, die, wie Frisch nur kurz erwähnt, bereits Brüche und Überschreitungen aufweist (S. 73). Neben der von ihr nachgewiesenen tendenziellen Trivialisierung von Schriftstellerinnen kommt die Konstruktion männlicher Autor-schaft, die Konstruktion eines Zusammenhangs zwischen Männlichkeit und Schreiben, die der Ausgrenzung von Frauen zugrunde liegt, etwas zu kurz. Die ProtagonistInnen Annika Bengtzon und Kurt Wallander weisen beide nicht mehr eindeutig „weibliche“ oder „männliche“ Eigenschaften auf; Bengtzon ist eher „hard-boiled“ als der grüblerische und leidende Wallander. Obwohl der Hinweis wichtig ist, dass Geschlechter- und Machtordnungen z. B. durch Begriffe wie „Powerfrau“ verschleiert werden können, droht Frisch hier einen Schritt rückwärts zu machen, wenn sie von einem „femininen Touch“ eines Brigitte-Artikels über Mankell spricht (S. 57) oder ihre These über die Rezeption Liza Marklunds, „Frau-Sein“ würde „immer noch als etwas vom Normalstatus Abweichendes behandelt“ (S. 37), nicht näher begründet. Trotz der unterschiedlichen Beurteilung ist nämlich nicht mehr klar, was hier „normal“ ist. Der Einwand, ob Mankell und Marklund auf die-

Rezensionen

se Weise überhaupt zu vergleichen seien und den Frisch in ihrer Schlussbemerkung mit Verweis auf ihren rezeptions-theoretischen Ansatz von sich weist, scheint berechtigt. Eine gleichzeitige Analyse der Romane hätte die Ge- schlechterordnung, die Frisch durch eine Reduktion der AutorInnen auf ihr Mann- bzw. Frau-Sein festlegt, vermutlich nu- anciert.

Lill-Ann Körber (Berlin)